



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kuranda, J.: Wien und Berlin : Parallelen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Wien und Berlin.

Parallelen von S. Kuranda.



Wie kommt es, daß die Ueberschrift dieses Aufsatzes noch immer im Mesekataloge fehlt? Paris und London — Brüssel und Paris — Rom und Neapel haben ihre vergleichende Darstellung durch unsere Schriftsteller gefunden; aber die beiden Großstädte Deutschlands stehen noch auf keinem deutschen Buchtitel schwefterlich nebeneinander. Die deutschen Lyriker spinnen seit undenklichen Zeiten das Thema von den blauen und den schwarzen Augen ab; unsere Romandichter werden nicht müde, die Gegensätze einer blonden und einer brummetten Heldin zu schildern; unsere Bühnenstücke spielen noch immer mit einer pathetischen und einer naiven Liebhaberin; unsere Geschichtschreiber und Publicisten wiegen alle Dinge mit den Waagschalen des Protestantismus und Katholicismus ab; nun denn: Wien und Berlin, schwarze und blaue Augen, pathetisch und naiv, protestantisch und katholisch — welche Quadrille von hüpfenden Antithesen; tour de mains, balancée, chaine — spielt auf, wackere Musikanten, warum sind Cuere Geigen so stumm?

Vielleicht hat das Tonstück mehr Schwierigkeiten, als man glaubt; vielleicht sind die Griffe delicateser, als daß jede Hand sie treffen könnte. Wir sind nicht in Verlegenheit, uns dies zu erklären.

Man spricht stets von dem Mangel an deutscher Einheit im Gegensatz zu der französischen Centralisation. Neuerlich, was die Regierungs- und Gesezesform betrifft, ist dieser Gegensatz leider nur zu

richtig, aber innerlich, in Geist und Sitte, in Stamm und Sprache ist das deutsche Volk viel einiger als das französische. Die meisten Touristen lernen Frankreich nur in Paris kennen; dort allerdings ist der französische Geist centralisirt; aber die Provinzen! Besuchet doch die Bretagne und reiset dann nach der Provence, lernt doch den basckischen Bauer kennen und sehet Euch den elsässischen an; Ihr werdet Euch dann oft nach der tricoloren Fahne, die von dem Hause des Maires weht, umschauen müssen, um nicht zu vergessen, daß diese verschiedenen Völkerschaften Eine Nation bilden.

Solche schroffe Charakterverschiedenheiten sind in Deutschland nicht aufzufinden. Auf der Lüneburger Halde und im Böhmerwald, auf den steiermärkischen Gebirgen und an den Küsten von Pommern werden sich die Dialekte wohl scharf von einander unterscheiden; eine solche Scheidungslinie jedoch wie zwischen dem Nord- und Südfranzosen, ist auf den Gefilden Deutschlands nirgends gezogen. Darum mögen auch die charakteristischen Unterschiede zwischen den deutschen Städten weniger leicht zu fassen sein, weniger markirt und in die Augen springend hervortreten, wie zwischen Toulouse und Straßburg oder zwischen Edinburg und Dublin.

Die höhere Gesellschaft hat ohnehin in dem größten Theil Europas ein und dasselbe Gesicht, eine und dieselbe Frage. Da, wo man Frack und Glacehandschuhe trägt, da ist Alles geebnet, da gibt es, wie auf der Eisenbahn, keine Berge und Thäler mehr; dem Touristen bleibt höchstens zu berichten, daß man da in weicheeren Wagen sitzt und dort schneller oder langsamer fährt. Nur in den unteren Classen, nur dort, wo die Civilisation noch nicht ihre Hände in Alles gemischt hat, gibt es noch Naturschauspiele und mannigfache Abwechslung zu bewundern. In einem Lande aber, wo das Volk so wenig Einfluß hat auf das öffentliche Leben wie in den deutschen Städten und Staaten, da sind die Studien desselben für den Leser weniger pikant, für den Tagesschriftsteller, der nach dem augenblicklichen Erfolge hascht, weniger lohnend, und die deutsche Reiseliteratur bewegt sich daher lieber auf fremden Gebieten als auf einheimischen.

Was von Volksleben in Wien und Berlin zu schildern ist, hat im Einzelnen manchen geschickten Darsteller gefunden; aber gegen

einander gehalten, neben einander gestellt, treten die Physiognomien beider Städte viel schärfer und prägnanter hervor.

Wie sie da neben einander liegen, die zwei schönsten Schwestern in dem großen Bette Deutschland, und statt mit warmen Armen einander zu umschlingen, sich den Rücken kehren. Die minder schöne, aber geistvollere jüngere Schwester, voll von scharfem Ehrgeiz und Stolz, träumt von Zukunft, Herrschaft und Ueberhebung über die ältere, deren Glanzzeit ihr bereits als im Abnehmen, als verlebt erscheint. Diese, nicht minder eitel, obwohl gutmüthiger, schwelgt gedankenlos in den Erinnerungen der vergangenen Nacht und in der Hoffnung auf noch kommende Nächte. Der Hochmuth ihrer Schwester verlegt sie etwas; träumerisch streicht sie sich die weichen Locken von der Stirn zurück, aus den langen Wimpern fällt ihr Blick auf ihren blühenden Leib, der üppig und zum Genusse ladend unter der warmen Decke sich bewegt, und mit einem behaglichen Lächeln sagt sie sich: Mein, noch bin ich nicht alt, noch liegt die Welt und die kommenden Tage genussreich vor mir.

Wien und Berlin, Maria Stuart und Elisabeth. Wien, die Stadt der Habsburger, der alte Sitz der deutschen Kaiser, wie gleich es jener Maria

„Die mit so stolzen Hoffnungen begann,

„Die auf den ältesten Thron der Christenheit

„Berufen wurde“

Schön, sinnlich, voll offener Lust und voll stiller Sünden; wie jene Stuart im katholischen Glauben erzogen und fest an ihm haltend, wie sie; selten über sich nachdenkend,

„ein Kind

„Des Leichtsinns, der gedankenlosen Freude.

„Und in der Feste ewiger Trunkenheit

„Bernahm sie nie der Wahrheit ernste Stimme.“

Im scharfen Gewahrfsam gehalten, in jeder Freiheit beschränkt, fehlt es Wien, wie einst der schottischen Maria, doch nicht an Anbetern, die, angezogen von seinem Reiz, von nah und fern ihm zuströmen. Dieser Ritter Paulet, der „Hüter der Maria“ gibt sich viele unnöthige Mühe.

„Vom Schlummer jagt die Furcht mich auf, ich gehe

„Nachts um, wie ein gequälter Geist, erprobe

„Des Schlosses Riegel und der Wächter Treu.“ —

Aber man weiß doch, woran man mit ihr ist; sie sagt's gerade heraus, ohne Hinterhalt. Und Wien kann von seinem Leichtsinne, wie von seinem Trübsinn, von seinen sittlichen Zuständen wie von seinen politischen, mit jener Maria rufen:

„Ich habe es nicht
 „Verheimlicht und verborgen, folschen Schein
 „Hab' ich verschmäht, mit königlichem Freimuth.
 „Das Kerzste weiß die Welt von mir, und ich
 „Kann sagen, ich bin besser, als mein Ruf.“

Berlin aber ist der volle Gegensatz von Wien, wie Elisabeth von Maria. Berlin ist sein Ruf das Höchste. Die Geschichte weiß zu erzählen, wie es um die Jungfräulichkeit der Elisabeth stand; aber äußerlich wußte sie den Namen zu behaupten; ein Verstandesweib, schlau, standhaft, bewundernswürth, aber unliebenswertig, heuchlerisch, protestantische Strenge erkünstelnd und innerlich voll wider Lust. Was Berlin, was Preußen zu einer großen Stadt, zu einem großen Staate macht, das ist die öffentliche Meinung, dieselbe, die einst die Elisabeth groß gemacht. Einst konnte Friedrich II. wie jene Königin sagen:

„Umgeben rings von Feinden, hält mich nur
 „Die Volksgunst auf dem angefochtenen Thron.
 „Mich zu vernichten streben alle Mächte
 „Des festen Landes. Unversöhnlich schleudert
 „Der röm'sche Papst den Bannfluch auf mein Haupt.
 „Mit falschem Bruderkuß verräth mich Frankreich.
 „So steh' ich kämpfend gegen eine Welt.
 „ — — — — — Mit hohen Tugenden
 „Muß ich die Blöße meines Rechts bedecken.“

Diese „hohen Tugenden“ will das deutsche Volk an Berlin und an Preußen immer sehen, wenn es nicht fragen soll, warum es sich überhebe über die Andern. Mißtrauisch legt es daher stets das Ohr auf den Boden, ob nicht noch eine andere Stelle jenes Monologs von Berlin herkönt, wo Elisabeth ruft:

„O Sklaverei des Volksdiensts! Schmähtliche
 „Knechtschaft — Wie bin ich's müde, diesem Gözen
 „Zu schmeicheln, den mein Innerstes verachtet!
 „Wann soll ich frei auf diesem Throne stehen?
 „Die Meinung muß ich ehren, um das Lob
 „Der Menge buchten, einem Pöbel muß ich's
 „Recht machen, dem der Gaukler nur gefällt.“

Was Berlin vor Wien voraus hat, das ist seine Zuversicht zu sich selbst, das Vertrauen auf sein eigenes Glück. Friedrich Wilhelm I. sagte an einem schönen Morgen zu sich selbst: Ich will mein kleines Land zu einem Königreich erheben; ich habe zwar weder so viel Unterthanen wie der König von Frankreich, noch so viele Gebiete wie der König von England, ja manch kleiner König wird über mehr winziges Königreich spotten — aber dem Muthigen hilft das Glück. Es gilt den Anfang, das Weitere wird sich finden.

Und das Weitere fand sich! —

Wir müssen eine große Residenz anlegen, sagten die Erbauer des neuen Berlin. Zwar liegt die Stadt in einer ärmlichen, sandigen Gegend, sie bietet keinen Durchgangs- und Ruhepunkt für einen großen Welthandel — aber machen wir die Straßen nur immerhin so groß und breit, als ob sich eine ganze Provinz darin ansiedeln wollte. Die Einwohner werden sich schon einstellen.

Und sie stellten sich ein.

Wie durch eine Wunschelruthé erfüllte sich, was die Begründer des preussischen Staates und seiner Hauptstadt kaum in ihren kühnsten Träumen erhofften. Dieses Gelingen seiner Unternehmungen gibt Berlin ein Selbstvertrauen, das oft in widerliche Arroganz ausartet, das aber doch ein Keim großer, kräftiger Erfolge ist. Wie die meisten Emporkömmlinge, ist Berlin eitel, hochmüthig und oft sich überschätzend, aber es hat auch wie die meisten, die ihre Stellung durch Fleiß, Ausdauer und Kühnheit errungen haben, das Bewußtsein, daß es die elastische Kraft in sich trägt, die seinem Ehrgeiz zu weiteren Zielen und seinen geheimen Wünschen zur endlichen Erfüllung helfen kann.

Wenn Berlin auf solche Weise dem modernen Bürger gleicht, der sich durch Thätigkeit und geschickte Benützung des Augenblicks über den privilegirten Adel emporgeschwungen hat, indem er ihm seine Vortheile allmählig aus der Hand gewunden, so gleicht Wien im Gegensatze gerade einem jener alten aristokratischen Majoratsherren, die seit Jahrhunderten gewöhnt sind, im Wohlleben zu schwelgen und die daher mit Indolenz jedem kommenden Tag entgegensehen, an dem ihr Kammerdiener sie wieder ankleiden wird, an dem sie wieder vortrefflich diniren, zu Hofe fahren, in's Theater gehen werden oder höchstens durch ein neues Reitpferd, eine neue

Maitresse, ein neues Jagdgewehr einige Abwechslung erhoffen können — Ergreifendes, Außergewöhnliches kann ihnen der nächste Tag nicht bringen. Wien hat manche große Erbschaft gemacht und auch manchen schweren Familienkummer erlebt. Aber es hat nie *à banque* gerufen; es war nie wie Berlin vor der Schlacht von Dennewitz und Großbeeren der Gefahr ausgesetzt, Alles mit einem Schlage zu verlieren *) wie ein Kaufmann, dem der Bankerott droht. Vielmehr wußte Wien selbst in seiner schlimmsten Zeit, als die Franzosen in seinen Mauern hausten, daß man seine Güter wohl eine Zeit lang sequestriren könne, daß es aber endlich wieder in den ruhigen Besitz derselben zurückkehren werde. Wien ist nicht arrogant, weil es seinen Reichthum nicht von gestern besitzt; es hat die angenehmen, abgeschliffenen Manieren der Aristokratie, die gewohnt ist, in großartigen Verhältnissen zu leben und das Leben sich leicht zu machen; aber es hat auch Nichts von jener Spannkraft, Nichts von jener jugendlichen Streitlust, die, im Bewußtsein ihrer strotzenden Fülle, den Tag herbeiwünscht, wo sie noch erobern und Hemmnisse aller Art abschüteln konnte.

Was Berlin und Wien gemein haben, das ist der Umstand, daß die meisten Sommitäten, die sie in Politik, in Kunst und Wissenschaft besitzen, keineswegs der Stadt selbst angehören, sondern aus den Provinzen des Gesamtstaates ihr zugeströmt sind. Große Städte sind wie große Salons. Der Hausherr, die Frau vom Hause sind oft die unbedeutendsten Menschen von der Welt. Aber die Candelaber sind angezündet, die Divans dehnen sich einladend, der Thee dampft, die Domestiken reißen dienstfertig die Thüren auf, die Hausfrau lächelt freundlich vom Sopha und die Gäste ziehen ein, der bequeme Mittelpunkt lockt sie heran. Der eingeborne Großstädter ist zu verweichlicht, um sich dem schweren Dienste des Fleißes zu unterziehen. Er gibt den Boden her; die Colonisten bebauen ihn. Man hat in Wien oft genug Wiße geriffen über die große Anzahl von Böhmen, die man in allen Gebieten der Administration, des Lehrstandes u. s. w. in unverhältnismäßigem Maßstabe findet. Ein Gleiches könnte man in Berlin von den Schlesiern sagen. Es lohnte sich wohl einer näheren Untersuchung, warum Böhmen und das ihm

*) Die Belagerung Wiens durch die Türken gehört nicht in die Reihe der modernen Staatsereignisse, von denen hier die Rede sein kann.

in vieler Beziehung verwandte Schlesien mit ihren halbslavischen Elementen in den beiden größten Städten Deutschlands eine so wichtige Rolle durch ihre geistigen Repräsentanten spielen.

Ein Unterschied spaltet jedoch diese Aehnlichkeit. Berlin, mit der Schärfe des Nordens, hat die fremden Nationalitäten überwunden und gewissermaßen aufgezehrt. Die südliche Weichheit Wiens hat diesen Sieg nie errungen. Die ersten Colonien, die Berlin zu seiner jetzigen Größe verhelfen, waren ausgewanderte Franzosen und Böhmen. Und doch findet man nur wenige Spuren der Nationalität ihrer Vorfahren bei den jetzigen Generationen. Sie sind germanisirt, sie sind Berliner von so echter Race geworden, wie nur je welche Spreewasser getrunken. In Wien dagegen gehen die Colonien der Ungarn, Italiener, Griechen, ja sogar die Böhmen noch in ihrer ganzen fremden Eigenthümlichkeit neben dem Oesterreicher her; es sind Einwohner Wiens, aber es sind keine Wiener. —

Wenn man das Aeußere der beiden Städte mit einander vergleicht, so findet man, daß Berlin eine vollständige Repräsentantin der Philosophie ist, ein Abbild jener Wissenschaft, die Alles a priori construirt. Berlin ist a priori gebaut. Die Straßen sind von vorne herein so breit gedehnt und lang gestreckt worden, daß Alles, was im Laufe der Zeit kommen mag, darin Platz, Bewegung, Entwicklung finden kann. Die Berliner Straßen wie die Berliner Philosophen kann Nichts in Verlegenheit bringen. Die Wagen und Systeme können von den entgegengesetztesten Richtungen gegen einander fahren; es ist immer Platz genug da, um neben einander zu bestehen: Althege, Neuhege, Schelling — Droschken, Vereinsdroschken, Hofwagen, Alle finden ihren breiten Weg, auf dem sie gemächlich dahinfliegen können. Wien im Gegensatz ist eine wahre Repräsentantin jener Politik, die nur das fait accompli überall gelten läßt. Die Erbauer Wiens haben nicht wie die Erbauer Berlins einen festen Plan vor Augen gehabt, sie hatten sich nicht vorgesetzt: Hier wollen wir beginnen und dort wünschen wir zu enden; hier wollen wir uns eine Grenze setzen, um dort desto mehr Spielraum zu haben — nein, der Eine, ein Privilegirter, baute seinen Palast mitten auf einem freien Platz, ein Anderer baute sich links an, ein Dritter schief, ein Vierter gerade. An die Folgen dachte man wenig, die augenblickliche Bequemlichkeit entschied. Wenn Verlegenheiten entstanden, so flüchtete man,

half sich hier und dort durch einen finsternen Durchgang und ließ lieber die Straßen immer mehr und mehr verengen, als daß man eingerissen hätte, was im Wege stand. Nun zeigen sich die Folgen. Wo die Circulation am stärksten ist, wo der Volksfleiß, das Lebensbedürfniß, der natürliche Weg, seine Ausgänge sucht, da ist die Stadt verstopft. Am Lugeck, am Haarmarkt, an der Ecke des Kohlmarktes und der Herrengasse fahren die Wagen aus den entgegengesetztesten Richtungen einander in die Rippen. Der vierspännige Wagen der Aristokratie und der flinke bürgerliche Fiaker drohen einander über den Haufen zu rennen, der Fußgänger sucht schreiend dort und da durchzuschlüpfen, und nicht jeder kommt mit heiler Haut davon. Vergebens sinnt man auf Mittel, um abzuhelpen; *le fait s'est accompli*. Es ist nun einmal so! Man muß durch Geschicklichkeit, durch Warten, durch Ausweichen und behende Wendungen durchkommen suchen. Man hat Polizeisoldaten auf allen Ecken aufgestellt, um den Zudrang in Schranken zu halten, um den Naschen in die Zügel zu fallen. Wohl dem, der im Wagen sitzt; ihm ist wenigstens die Hälfte erspart, er kann in seinen weichen Polstern gemächlich warten und zusehen. Aber der Fußgänger, der Proletarier, ist der Gefahr, dem Koth, der Grobheit des Polizisten und der Brutalität der kutschirenden Livrée ausgesetzt, die in ihrer Bedientennatur sich gegen die Untenstehenden roher und grausamer zeigt, als wohl der Herr, der drin sitzt, ihr aufgetragen hat.

Wie viel Zeit brauche ich für Berlin — fragt der Reisende, der bloß die äußeren Phystognomien der Städte kennen lernen will. — „Sechs bis acht Tage“ ist die Antwort. — Und für Wien? — „Drei Wochen zum wenigsten.“

Woher dieser Unterschied? Allerdings hat Wien eine doppelte Einwohnerzahl; allein die Zahl der Einwohner gibt hier nicht den Ausschlag. Es ist ganz gleich, ob man fünfzig Pariser oder deren hundert gesehen hat. Kunstschätze hat Berlin allerdings nicht in so großartigen, zahlreichen Sammlungen wie Wien. Allein um Galerien zu studiren, reichen drei Wochen eben so wenig aus als acht Tage.

Eine Hauptursache, weshalb Wien nicht mit einem so flüchtigen Blick abgethan werden kann, wie Berlin, liegt in der größeren Mannigfaltigkeit des Wiener Volkslebens und der Wiener Gesellschaft. Die militärische Erziehung, die Einheit der Gesetzgebung, der Sitte,

des Volkscharakters gibt Berlin eine nützliche, aber unangenehme Monotonie; es ist eine schöne Uniform, eine prächtige Kaserne, in welcher der Berliner steckt. Wien, ursprünglich in einem Walde erbaut, hat nicht nur in seiner Umgebung, sondern auch in seinen Bewohnern Manches von dem ursprünglichen Waldcharakter conservirt. Da draußen stehen die Bäume und Berggruppen noch in ihrer schönen Frische, und drinnen hüpfst das Wild, gezähmt zwar und von Förstern überwacht, in lustigen Capriolen bunt durch einander, böhmische Hirsche, ungarische Böcke, steyrische Gemsen, polnische Wildschweine, österreichische Hühnerl — gruppiren sich mannichfaltig im frischen Naturstimm, verschiedenen Trieben und Gelüsten folgend und für den Beobachter daher interessanter und ergötzlicher.

Das Volksleben in Berlin hält in keiner Beziehung einen Vergleich mit dem Wiener aus. Nicht blos, weil dieses in seiner äußeren Erscheinung reicher und abwechselnder ist, da es eine Mosaik der verschiedensten Nationalitäten bildet; nicht blos, weil man im Wiener Prater die ungarischen Husaren bei dem Cymbal der Zigeuner ihre Nationaltänze tanzen sieht, im Lerchenfeld den steyrischen Södler und das österreichische Flinslerl singen hört; nicht, weil man im Parterre der italienischen Oper die schwarzäugigen Söhne des lombardisch-venetianischen Königreichs ihrer ganzen nationalen Musikfurie sich überlassen sieht; nicht, weil im „Cliffum“ der Würstel österreichisch improvisirt; nicht, weil in der Brigittenau Costüme, Gesten und Sprachen der hunderttausendköpfigen Volksmasse so babylonisch durch einander sich mengen — sondern weil das innere Leben des Volkes liebenswürdiger, gemüthvoller und südlich wärmer ist. Wagt es ein Mal, im anständigen Rock, als wohlgekleideter Patrizier in eine jener Kneipen Berlins zu treten, wo der Arbeiter bei Schnaps und Weißbier seine sonntäglichen Orgien feiert! Die erhitzten Gesichter aller Anwesenden werden sich bald auf Euch richten. Ein rauflustiger Bengel wird bald ein Schimpfwort für Euch wissen, und wehe Euch, wenn Ihr nicht in der Ecke Euch still zu halten versteht; Euer Rock wird nicht so ganz den Schauplatz wieder verlassen, wie er ihn betreten, und wohl Euch, wenn Euer Rücken nicht ein gleiches Schicksal hat. — Dstmal habe ich Berliner nach jenen Volksgärten Wiens geführt, wo das Proletariat der untersten Stufen sich wohl thut bei saurem österreichischer Wein und schmalen Wiener Würsteln, und fast jedes

Mal hörte ich die Fremden ihre Verwunderung über die ungestörte Art ausdrücken, mit welcher wir solche Orte besuchen. Nicht etwa, daß man den wohlgekleideten, den höheren Ständen angehörenden Mann mit mehr Höflichkeit oder wohl gar mit Kriecherei empfinde: im Gegentheil man beachtet ihn nicht. Der Wiener ist in dieser Beziehung bis tief in die unterste Classe Großstädter. Costüme und Manieren werden nicht krähwinklerisch von ihm begafft. Auf allen öffentlichen Plätzen herrscht eine vollständige Gleichheit der Stände, nicht als Resultat einer politischen Bildung wie in Paris, sondern als Folge einer gewissen Herzensbildung, einer heitern und versöhnlichen Gemüthsstimmung. Der Berliner mit seinem schärferen ägenden Verstande faßt das Drückende des Proletariats heftiger auf. Er rächt sich höhniisch an Euch, wenn Ihr in seine Kreise kommt, dafür, daß Ihr ihn aus den Eurigen ausschließt. Der Wiener Volksmann ist beschränkter in seiner Auffassung, aber biederer in seinem Wesen; er macht die Ansprüche nicht wie sein norddeutscher Bruder, weil er weniger eitel ist und weil Euer schönerer Rock und Eueren besseren Stiefel überhaupt nicht so sehr der Gegenstand seines Neides, seiner Wünsche sind. Zudem gefällt sich noch der Umstand, daß der gemeine Mann in Wien weit öfter in Gesellschaft der vornehmeren Classen lebt als der Berliner. Die reizende Lage der österreichischen Hauptstadt, die Naturschönheit der Umgebungen, die bedeutend mildere Luft versehen einen großen Theil der gesellschaftlichen Freuden ins Freie. In keiner Stadt Deutschlands gibt es so viele öffentliche Gärten und Unterhaltungen im Grünen wie in Wien. Auf dem Wasserglacié, im Prater, in Döbling, Hietzing, Meidling, wo beim ersten und letzten Strahl der Sonne die Wiener Heiterkeit sich concentrirt, gibt es keine Kastenunterschiede. Hier sitzt der Handwerker neben dem Staatsrath, der Hausmeister neben dem Aristokraten in gleicher Ungebundenheit. Was Gesetz und Vorurtheil bei verschlossenen Thüren trennt, das findet sich in der offenen Natur fröhlich zusammen. In Berlin, wo die Natur so karglich sich gezeigt hat, wo die Luft schärfer, die Sommerfreuden spärlicher sind, concentrirt sich die öffentliche Erholung in Kneipen, Kaffeehäusern und Casinos. Der gemeine Mann ist dadurch mehr und länger von den gebildeten Ständen getrennt und ist daher auch roher und erbitterter.

Ich muß hier zu Gunsten des österreichischen Volkscharakters ein

Argument geltend machen, das mir etwas schwer vom Herzen geht, das aber doch seine Würdigung verlangt. In den letzten Kriegen mit Frankreich haben sich die preussischen Truppen während ihrer dortigen Anwesenheit einen so schlimmen Ruf erworben, daß les Cosaques et les Prussiens auf eine Stufe gestellt wurden. Noch heute ist das Wort un Prussien in ganz Frankreich mit sehr unangenehmen Nebenbegriffen verbunden. Alle Deutschen, welche sich längere Zeit in Paris aufhalten, erfahren allmählig, welche Vorurtheile die Nationalerinnerung an dieses Wort knüpft. „Les Autrichiens étaient des bons enfans“, mais ces diables des Prussiens“ — und gleich darauf tischt man Euch eine ganze Reihe von Anekdoten, wahre und erfundene, auf, in welchen immer die Barbarei oder die Rohheit irgend eines preussischen Soldaten mit pechschwarzen Farben geschildert wird. Daß die Wunde, die Frankreich zu jener Zeit geschlagen wurde, noch heute in allen diesen Geschichten ihren Eiter spritzt, ist freilich offenbar: das aber leider auch viel Wahrheit jenen Erzählungen zu Grunde liegt, kann man trotz alles deutschen Patriotismus nicht abläugnen. Die Preußen hatten an Frankreich Viel zu rächen; aber die Oesterreicher nicht minder. Warum zeigte sich der österreichische Soldat versöhnlicher und milder? Consequent beleuchtet trägt dieses zur Charakteristik Wiens und Berlins Manches bei.

In so großem Vortheile nun das Wiener Volksleben dem Berliner gegenüber steht, in so großem Nachtheile steht das Leben der höheren Gesellschaft Wiens im Vergleiche zu dem Berlins. Die Hauptstadt Preußens, der Mittelpunkt deutscher Wissenschaft, der Versammlungsplatz so vieler glänzenden Namen in Literatur und Kunst, die Führerin des Zollvereins, verhältnißmäßig mit einer weit größeren Oeffentlichkeit und Redefreiheit begabt, hat alle Elemente in sich, um durch die verschiedenartigsten Fragen und Urtheile ihre Gesellschaft zu beleben. Der wache Sinn, das schärfere Urtheil, der höhere Ehrgeiz, die gründlichere Bildung machen die Berliner Salons zu den interessantesten in Deutschland. Wie abgestanden, ledern, langweilig sind die Wiener dagegen, trotz ihres größeren Reichthums in Costümen und Tapeten. Nimmt man einige diplomatische Salons aus, wie klein ist der Spielraum, auf welchem sich die Conversation der sogenannten Gesellschaft in Wien bewegt. Du hast Empfehlungsschreiben an verschiedenartig gestellte Personen, an einen Gelehrten,

an einen hohen Adeligen, an einen Banquier, an einen hochgestellten Beamten. Du gibst sie alle ab, in der Hoffnung, die Stadt aus den verschiedenartigsten Gesichtspunkten kennen zu lernen. Wie bitter bist Du getäuscht. Ueberall dieselbe Leier, die wie die Drehorgel auf den Straßen, nur zwei oder drei Stücklein enthält: das gestrige Stück im Theater und das morgige Stück, die Oper, allenfalls etwas von Ungarn, von der Censur, von den Actienspeculationen auf der Börse, ein Geschichtchen von der geheimen Polizei, eine Mordthat, eine Chronique scandaleuse; aber von den großen Tagesfragen in Wissenschaft und Kunst, von Discussionen über vergangene und zukünftige Geschichte — wie spärlich verirrt sich ein solcher Ton in diese Kreise. Und wie unbedeutend und stereotyp sind diese Gesichter. Immer dieselben hier und dort. Wenige wissen etwas Bedeutendes zu sagen und die es könnten, hüten sich doppelt davor und werden durch ihre affectirte Schweigsamkeit doppelt unausstehlich. Der geistige Mensch lebt in Berlin ein zweifaches Leben, wie der materielle in Wien ein verdoppeltes lebt. Was gewinnt man in Berlin nur an Zeit durch die vielen schlechten Bücher, die man zu lesen erspart, weil man in Gesellschaft sie discutiren und analysiren hört. In Wien muß man Alles lesen, weil man sich selbst sein Urtheil bilden muß, weil man in der Gesellschaft nicht erfährt, was zu lesen nothwendig und was zu ersparen, was gut, was schlecht ist. Man hört oft im deutschen Buchhandel, daß Oesterreich noch den Hauptabsatz des Büchermarktes bildet. Sollte die Ursache, warum die Oesterreicher so viel Bücher kaufen, ohne Unterschied, ob schlechte oder gute, nicht so eben angedeutet worden sein? —

Es ist charakteristisch, daß man keine zwei Seiten über Berlin lesen kann, ohne auf die Namen Hegel und Schelling zu stoßen, während man in Wien sogleich an Strauß und Lanner denkt. Die beste Eigenthümlichkeit Berlins liegt im Kreise des Gedankens, im Bereiche seiner Bildung; die Eigenthümlichkeiten Wiens liegen im Bereiche der Sinne, des Genusses. Dort ist die höhere Gesellschaft Repräsentant der Stadt, hier ist es das Volk, die bunte Menge. Zwischen Strauß und Lanner einerseits und Hegel und Schelling andererseits ist übrigens der Unterschied nicht so groß, als der Dünkel der Philosophen sich einbildet. Von oben herab benützt man sie doch zu Einem Zwecke; wenn auch die Form verschieden ist, die Ma-

rionetten dienen doch zu einem und demselben Stück, der Hand, die sie am Drahte hält. In Wien begünstigt man die Geige der Walzerdichter, um bei „Bratel“ und Hopsfer das Volk zu zerstreuen und im fröhlichen Rausche von anderen Dingen abzuwenden, die es sich sonst vielleicht zu Gemüthe führen könnte. In Berlin sind es die Systeme brütender Philosophen, die von oben herab begünstigt werden, um bei Thee und Dellampe die Köpfe in abstracten Herentänzen zu ermüden, damit sie nicht des Teufels werden und in jene praktischen Fragen ihre Nase stecken, über die man ihnen keine Lust hat, Antwort zu geben. *)

Worin liegt da, in politischer Hinsicht, der ganze Unterschied? Summa Summarum haben die Wiener einen Vortheil: sie haben sich wenigstens amüßet und haben „Bratel“ geessen. —

*) In dem Augenblicke, wo ich diese Seiten schliesse, fällt mir die Revue des deux Mondes in die Hand. Sie enthält wieder einen sehr interessanten Aufsatz von Taillandier über die „politische Literatur Deutschlands.“ Es heißt darin unter Anderm: „Wenn die Hegelsche Lehre im Jahre 1830 in Frankreich geherrscht hätte, so wäre die Revolution unmöglich gewesen... Das ist eine Philologie, deren Pedanterie alle Liebe zur Kunst und alles Verständniß derselben ersticht; eine Jurisprudenz, die vortrefflich die Vergangenheit kennt, aber ohne Herz, ohne Energie, ohne Hingebung und Aufopferungsfähigkeit ist; zufrieden mit ihrer müßigen Gelehrsamkeit, glücklich, wenn sie wußte, wie man in Rom und Athen gerecht war, vergaß sie die Gegenwart;“ (Dieser Vorwurf trifft allerdings mehr unsere graue Theorie überhaupt; die neuesten Hegelianer beschäftigen sich gar sehr mit der Gegenwart. Das Wie? ist eine andere Frage.) kurz „elle oubliait de réclamer contre les tribunaux secrets, contre ces procédures effrontées, qui, de temps à autre, viennent frapper l'Allemagne de stupeur.“